

«Im Aargau gibt es nach wie vor eine Unterversorgung»

Belén Vázquez ist Leitende Psychologin an der Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie in Windisch. Im Interview erklärt sie, weshalb immer mehr Kinder und Jugendliche unter Angststörungen leiden und wie es jenen ergeht, die monatelang auf einen Therapieplatz warten müssen.

Interview: Matthias Niederberger

Fast vier Jahre sind vergangen, seit die Coronapandemie ausbrach. Zu Beginn stellte sich vor allem die Frage, wie Alte und Vulnerable geschützt werden können. Die Jahre zogen ins Land. Und mit ihnen die Massnahmen. Bald stellten sich neue, zusätzliche Fragen. Zum Beispiel: Wie geht es den Jungen? Viele Kinder und Jugendliche litten unter den Einschränkungen: geschlossene Schulen, leere Discos, fehlender Körperkontakt. Kinder- und Jugendpsychiatrien erlebten einen nie dagewesenen Ansturm. Nun ist die Pandemie vorbei, doch die Kliniken sind weiterhin voll.

Der Stadtzürcher Schulvorsteher Filippo Leutenegger sagte kürzlich der NZZ, es wachse eine ängstliche Generation heran. Hat er recht?

Belén Vázquez: Wenn er sich auf die Häufigkeit der Erkrankungen bezieht, dann ja. Angststörungen, Depressionen und Essstörungen haben bei Kindern und Jugendlichen seit Beginn der Coronapandemie zugenommen. Das belegen aktuelle Studien. Insbesondere bei jungen Frauen ist auch ein Anstieg von Selbstverletzungen und Suizidalität zu beobachten. Grundsätzlich würde ich aber nicht von einer «ängstlichen Generation» als Ganzer sprechen. Es gibt hierfür derzeit auch keine Belege.

Was ist es, das vielen Angst bereitet?

Viele junge Menschen nehmen die Gegenwart als grosse Krise wahr: Krieg, Pandemie, Klimaproblematik. Durch das Internet und speziell durch das Smartphone sind internationale Katastrophen omnipräsent und beeinflussen das Leben und die Wahrnehmung der Kinder und Jugendlichen, auch wenn sie diese nicht direkt miterleben. Das ist ein grosser Unterschied zu früheren Generationen. Viele Jugendliche sind verunsichert. Kommen zusätzliche persönliche Belastungen hinzu, die als nicht bewältigbar erscheinen, können sich Angststörungen entwickeln. Dies können beispielsweise soziale Ängste, Angst vor der Schule oder spezifische Ängste wie die Angst vor dem Sterben sein.

Vor dem Sterben?

Ja. Mit der Pandemie und dem Krieg sind die Kinder auf einen Schlag mit dem Thema Tod konfrontiert. Hinzu kommen persönliche Verluste, beispielsweise wenn die Grosseltern sterben. Solche Erfahrungen wirken sich auf das Sicherheitsgefühl der Kinder und Jugendlichen aus, unabhängig davon, wie gefährdet sie tatsächlich sind. Sie merken früh: Wir sind verwundbar und nicht unsterblich.

Kriege, Katastrophen und Todesfälle in der Familie gab es schon früher. Hat die heutige

Jugend verlernt, mit Krisen umzugehen, ist sie verweichlicht?

Nein. Im Gegensatz zu früher ist es kein Tabu mehr, darüber zu reden, was einen belastet. Man darf über seine Gefühle sprechen, sagen, dass man Angst hat. Kinder und Jugendliche lernen, wie man über das eigene Befinden spricht. Dafür wurde man früher schnell als schwach abgestempelt. Haben sie Probleme, suchen sie schneller Hilfe – auch weil das Thema psychische Gesundheit in den Medien präsenter ist.

Viele klagen über den hohen Leistungsdruck in der Schule. Hat er in den vergangenen Jahren tatsächlich zugenommen oder ist dieses Empfinden subjektiv?

Beides. Der Druck und die Erwartungen an die Kinder sind sicher grösser geworden. Aber die Schule als Ursache aller Probleme zu sehen, wäre zu einfach. Nicht alle haben Schwierigkeiten mit dem Leistungsdruck. Es gibt Kinder, die vor einer schwierigen Prüfung stehen und damit umgehen können. Andere haben Angst und gehen in die Vermeidung. Wichtig ist, zusammen mit den Kindern gute Bewältigungsstrategien auszuarbeiten und diese zu üben.

Jugendliche verbringen besonders viel Zeit am Smartphone. Oft wird dieses von ihnen selbst als Belastung wahrgenommen. Ist es die Ursache psychischer Probleme?

Auch hier wäre es zu einseitig, die Zeit am Smartphone als alleinige Ursache psychischer Probleme zu sehen. Für einen Teil der Jugendlichen mag das so sein, weil sie schlicht zu viele Stunden am Gerät verbringen und persönliche Kontakte vernachlässigen. Wichtig ist auch, mit welchen Inhalten sich die Jugendlichen beschäftigen: Nebst dem ständigen Druck, sich in den sozialen Medien zu vergleichen oder für alle Freunde verfügbar zu sein, ist auch On-

line-Mobbing ein grosses Thema. Virtuell und anonym ist die Hemmschwelle geringer und der Ton aggressiver.

Sollten Eltern ihren Kindern zwischendurch auch mal das Smartphone wegnehmen?

Entscheidend ist, die Medienkompetenz bei den Kindern und Jugendlichen zu stärken und klare Abmachungen bezüglich Konsum zu treffen. Radikale Massnahmen führen selten zum Erfolg. Smartphone und Social Media sind ein Teil unseres Lebens geworden – das lässt sich nicht umkehren. Wichtig ist, dass Kinder lernen, zwischen Realität und Fiktion zu unterscheiden und anonyme Mobber gar nicht erst an sich heranzulassen. In unserer Klinik gibt es aber tatsächlich Jugendliche, die ihr Handy abgeben und es dann nicht mehr zurückwollen, weil sie sich entlastet fühlen.

Vor zwei Jahren sprach die Kinder- und Jugendpsychiatrie (KJP) von einem «drastischen Versorgungsnotstand» und forderte finanzielle Hilfe vom Kanton. Wie hat sich die Situation seither entwickelt?

Wir haben vor allem in den ambulanten Bereichen ausgebaut, unter anderem wurden die Ambulatorien aufgestockt und ein familienaufsuchendes Angebot aufgegleist. Aber im Kanton Aargau gibt es nach wie vor eine Unterversorgung. Wir sind bestrebt, eine möglichst gute und schnelle Triage zu machen.

Wie lange sind die aktuellen Wartezeiten für einen Therapieplatz?

Ambulante Not- und Krisenfälle bekommen rund um die Uhr sowie dringende Situationen binnen zehn Tagen einen Termin. Stationäre Notfallplätze stehen ebenfalls jederzeit zur Verfügung. Alle anderen ambulanten Termine haben nach einer telefonischen oder persönlichen Ersttriage oft eine Wartezeit von vielen Monaten. Auf nicht notfallmässige Stationsaufenthalte warten Kinder und Jugendliche drei bis vier Wochen.

Was passiert mit therapiebedürftigen Kindern und Jugendlichen, die warten müssen?

Das ist natürlich unbefriedigend. Aber für jene, die auf einen Platz warten, bieten wir Überbrückungsgespräche in unserem Notfallambulatorium an. Diese Sitzungen finden teilweise in grösseren Abständen statt. Damit versuchen wir, zu verhindern, dass die Situationen eskalieren.

Gelingt das?

Leider nicht immer. Wichtig ist, dass man mit den Kindern und Jugendlichen sowie den Familien einen guten Notfallplan erarbeitet und mit weiteren involvierten Fachstellen gut zusammen-

arbeitet, damit eine Verschlechterung der Situation vermieden werden kann.

Die Triage stelle ich mir schwierig vor.

Wir versuchen schon bei der Anmeldung anhand von fixen Rastern möglichst viele Informationen zu erhalten. In einem persönlichen Gespräch wird dann eine ausführliche diagnostische Erfassung der Symptomatik gemacht. Zudem werden die Ziele der Therapie besprochen. Wir evaluieren in jedem Fall, ob eine Situation akut ist oder ob ein Kind den Alltag beispielsweise trotz Angststörung noch bewältigen kann. Zuerst geht es oft darum, eine Situation zu stabilisieren, zu schauen, dass es nicht schlechter wird. Der Entscheid ist immer fachlich. Und wie gesagt: Für Notfälle haben wir immer einen Platz.

Der Grosse Rat des Kantons Aargau hat sich kürzlich gegen einen Abbau, aber nicht für einen Ausbau des Schulpsychologischen Dienstes entschieden. Welche Rolle spielt er?

Er ist sehr wichtig und wird von uns stark involviert. Für Schwierigkeiten, die sich in der Schule zeigen, ist der Schulpsychologische Dienst die erste Anlaufstelle. Er leistet auch wertvolle Präventionsarbeit. Ein Abbau hätte wahrscheinlich eine weitere Zunahme der Anmeldung in unserer Klinik zur Folge gehabt. Solche Fachstellen sollten gestärkt werden. Je früher wir intervenieren können, desto besser.

Macht die Politik genug?

Wir sind mit dem Kanton und mit den zuständigen Stellen in Kontakt, und alle sind bemüht, eine gute Versorgung für





Zur Person

Belén Vázquez studierte Psychologie und Sonderpädagogik an der Universität Zürich. 2011 schloss sie das Studium, sechs Jahre später die Weiterbildung zur Psychotherapeutin ab. Seit November 2011 arbeitet Vázquez als Psychologin in der Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie (KJP) der Psychiatrischen Dienste Aargau (PDAG). Im September 2017 übernahm sie die Leitung einer Therapiestation als Oberpsychologin und ist seit Dezember 2019 als Fachleiterin Psychologie und Leitende Psychologin in der KJP tätig.

makologie haben. Dennoch tragen diesbezüglich unsere Ärzte die Verantwortung, da ein ganzheitliches medizinisches Wissen wichtig ist, vor allem wenn zusätzlich andere, nicht psychische Erkrankungen vorliegen und entsprechende Medikamente eingenommen werden.

Wie sieht es zahlenmässig aus?

Der Anteil an Psychologinnen ist höher als jener der Ärztinnen. Zusammen mit der Erweiterung des Angebotes wurden in den letzten Jahren auch die Stellen ausgebaut. An der KJP sind derzeit etwa 70 Psychologinnen und Psychologen beschäftigt. Das sind 30 Prozent mehr als noch im Jahr 2020.

Wird die Arbeit von Psychologinnen unterschätzt?

Bei uns werden Psychologen und Psychiater gleich wertgeschätzt – beide leisten wertvolle Arbeit. Alle Ärztinnen und Ärzte, die bei uns arbeiten, müssen eine Psychotherapie-Ausbildung absolvieren. Umgekehrt anerkennen die Mediziner, dass auch wir Psychologinnen eine jahrelange Ausbildung gemacht haben. Es ergibt keinen Sinn, die beiden Berufsgruppen gegeneinander auszuspielen.

Ein grosses Thema im gesamten Gesundheitssektor ist die steigende Bürokratie. Viele Ärzte ärgern sich darüber. Wie sieht's bei den Psychologinnen aus?

Administration ist ein grosser Teil unserer Arbeit. Im Idealfall nicht mehr als 30 bis 40 Prozent, manchmal auch mehr. Wir versuchen, unsere Mitarbeitenden in Sachen Effizienz zu schulen, zum Beispiel was das Schreiben von Berichten betrifft. Wir überprüfen regelmässig unsere administrativen Aufgaben und Prozesse und passen diese gegebenenfalls an. Unsere Zeit wollen wir vor allem den Patientinnen und Patienten widmen. Aber auch administrative Arbeit kann Arbeit am Patienten sein: Wenn ich zum Beispiel Tests auswerte oder mich mit externen Fachpersonen oder Lehrpersonen austausche, ist das sinnvolle Arbeit für, aber nicht mit dem Patienten.

Sie sind tagtäglich mit schlimmen Schicksalen konfrontiert. Wie gehen Sie damit um?

Ein Teil unserer Ausbildung sind Selbsterfahrung und Supervisionen durch erfahrene Kolleginnen und Kollegen. Das ist wichtig, um sich mit dem Thema Abgrenzung auseinanderzusetzen. Es ist ein ständiger Lernprozess. Wenn ich die Klinik verlasse, sage ich mir: «Ab jetzt bist du in einer anderen Rolle, es geht wieder um mich als Person.» Unter den Mitarbeitenden tauschen wir uns über herausfordernde Situationen aus und unterstützen uns gegenseitig, damit wir alles hier lassen können, was uns belastet. Sollte mir das Abgrenzen nicht mehr gelingen, würde ich mich wieder in die Selbsterfahrung begeben. Das ist wertvoll – auch nach vielen Jahren Berufserfahrung.

«Kinder merken früh: Wir sind verwundbar und nicht unsterblich»: die Kinder- und Jugendpsychologin Belén Vázquez.
Bild: Alex Spichale

die Kinder und Jugendlichen zu gewährleisten. Wie gesagt, in den letzten Jahren konnten wir bereits mehr Plätze schaffen. Sicher sind wir aber bestrebt, die Wartezeiten weiter zu reduzieren und das Angebot zu erweitern dort, wo es notwendig ist.

Sie sind Leitende Psychologin und führen eine Therapiestation. Wann wird ein Kind eigentlich von einer Ärztin, wann von einer Psychologin behandelt?

Grundsätzlich schauen wir auf die Expertisen der einzelnen Mitarbeitenden. Zum Kompetenzbereich der Ärztinnen gehört zusätzlich die Somatik (den Körper betreffend, Anm. d. Red.) und Pharmakologie. Zwar ist es wichtig, dass unsere Psychologinnen fundiertes Fachwissen bezüglich der Psychophar-

Regierung will mehr Geld: AKB soll 100 Millionen Franken pro Jahr abliefern

Von der Nationalbank gibt es dieses Jahr kein Geld für den Aargau, von der Kantonalbank sollen künftig 10 Millionen mehr kommen.

Fabian Hägler

99 Millionen Franken: Das war bisher die höchste Gewinnausschüttung der Aargauischen Kantonalbank (AKB). Im Jahr 2016 erhielt der Kanton, dem die Bank zu 100 Prozent gehört, diese Rekordsumme. Am zweithöchsten war die Ablieferung im darauf folgenden Jahr mit 92 Millionen Franken. Danach folgten drei vergleichsweise magere Jahre mit Ausschüttungen zwischen 60 und 67 Millionen Franken.

Grund für die damals deutlich reduzierten Abgaben: Die AKB stockte ihr Eigenkapital mit Blick auf die neuen Finanzmarktregeln auf. Dafür wurde eine freiwillige Gewinnreserve von 120 Millionen Franken gebildet. Für die Geschäftsjahre 2021 und 2022 flossen dann wieder deutlich höhere Beträge an den Kanton: Mit 90 und 92 Millionen Franken bewegte sich die Ausschüttung fast wieder auf dem Niveau der ganz fetten Jahre.

Künftig soll die Staatsbank dem Kanton noch mehr Geld ausschütten. Gemäss der aktualisierten Eigentümerstrategie für die AKB, welche die Regierung am Freitag publiziert hat, «wird eine jährliche Gewinnablieferung von mindestens 100 Millionen Franken angestrebt». Bisher lag dieser Zielwert bei 90 Millionen, doch aufgrund des guten Geschäftsgangs in den letzten Jahren habe man «in Übereinstimmung mit der AKB die finanziellen Zielvorgaben angemessen angepasst».

Der Kanton liefert mehrere Argumente, warum die höhere Ablieferung für die Bank verkraftbar ist. So erzielte die AKB in den Geschäftsjahren 2021 und 2022 mit 171 und 179 Millionen Franken die bisher höchsten Gewinne. Und auch längerfristig ist die AKB auf Kurs: Die Bilanzsumme wuchs zwischen 2015 und 2022 um 57 Prozent. Damit übertreffe das Wachstum der AKB jenes aller anderen Kantonalbanken, schreibt der Regierungsrat.

Eigenkapital gestärkt, Zinswende hilft

Im gleichen Zeitraum konnte die AKB das Eigenkapital von 2,1 auf 2,8 Milliarden Franken steigern. Die Gesamtkapitalquote als Indiz der Solidität belief sich per Jahresabschluss 2022 auf 17,3 Prozent, im Jahr 2015 waren es 16,3 Prozent. Sollte sich zeigen, dass nicht die ganze Reserve benötigt wird, um künftige Eigenmittelvorgaben zu erfüllen, kann der Grosse Rat eine Rückzahlung der 120 Millionen Franken an den Kanton beschliessen.

Rund 75 bis 80 Prozent des Betriebsertrags erwirtschaftet die AKB im Zinsengeschäft, mit der Zinsdifferenz aus Hypothekarforderungen und Krediten an Unternehmen sowie Spar- und

Anlagegeldern. Dabei kommen der Bank die Zinserhöhungen zugute, welche das historisch tiefe Zinsniveau abgelöst haben. Dies ermögliche «derzeit hohe Erträge aus dem Zinsdifferenzengeschäft, da die Banken für Hypotheken höhere Zinsen vereinnahmen können».

Ausschüttung wird seit 2016 vorbesprochen

Über die Höhe der Ausschüttung an den Kanton gab es in den letzten zehn Jahren nur einmal eine Diskrepanz: Für das Geschäftsjahr 2015 mit einem Gewinn von 155 Millionen Franken schlug die Bank eine Ablieferung von 75 Millionen Franken vor. Die Regierung forderte damals aber 91 Millionen Franken von der AKB – der Grosse Rat genehmigte dies im Frühling 2016. Um unterschiedliche Ausschüttungsanträge zu vermeiden, erfolgt seither neu eine Vorabgespräche zwischen Bankführung und Regierungsrat.

Bei der Ausschüttung der AKB ist gemäss Eigentümerstrategie zu beachten, dass die Bank «für schwierige Umfeldbedingungen gut gewappnet sein soll und die Wahrscheinlichkeit verschwindend klein ist, dass der Kanton zu einer Kapitalbeschaffung beitragen muss». Um dies zu erreichen, bekenne sich der Kanton zu einer Ausschüttungspolitik in Abstimmung mit der Entwicklung der Gesamtkapitalquote.

Diskussionen über die Ausschüttung der AKB sind im Grosse Rat selten, zumeist gibt es von der Politik viel Lob und

Dank an die Verantwortlichen. Heftig umstritten war allerdings die Nachhaltigkeitsstrategie der Bank – von Wirtschaftsverbänden sowie SVP und FDP gab es dafür vor zwei Jahren scharfe Kritik. Daraufhin lockerte die Bank im Frühling 2022 die Kriterien leicht, hielt aber grundsätzlich an der grünen Strategie fest. Zuvor hatte Direktionspräsident Dieter Widmer eingeräumt, die Kommunikation der nachhaltigen Kreditvergabe sei nicht optimal gewesen.

AKB soll sich regelmässig mit Politik austauschen

Vor diesem Hintergrund wird in der revidierten AKB-Strategie ein «periodischer Austausch mit den wesentlichen Anspruchsgruppen im Kanton (Verbände, Parteien)» festgeschrieben. Die Regierung erwartet von der Staatsbank, dass sie gegenüber Öffentlichkeit und Aargauer Politik «transparent agiert und offen kommuniziert». Nötig sei eine ausreichende Sensibilität der Verantwortlichen gegenüber den Anliegen an eine Bank in öffentlichem Besitz.

Wenn es um die Nachhaltigkeit geht, plant die AKB bereits einen nächsten Schritt: Die Bank will dieses Jahr ihre Klimastrategie verabschieden. «Unter der Voraussetzung, dass der in der Verfassung verankerte Staatsauftrag weiterhin erfüllt wird, unterstützt der Eigentümer diese Ausrichtung», schreibt die Regierung dazu. Dass die Politik ähnlich unaufgeregt reagiert, ist nach der Auseinandersetzung um die nachhaltige Kreditvergabe offen.



Bankratspräsident Kurt Bobst (links) und AKB-Direktionspräsident Dieter Widmer erhalten vom Regierungsrat neue Vorgaben. Bild: san

So viel Geld liefert die AKB dem Kanton ab (in Mio. Fr.)

	2015	2016	2017	2018	2019	2020	2021	2022
Jahresgewinn	155	142	146	144	148	138	171,4	179
Gewinnablieferung an Kanton	91	99	92	60	66	67	90	92

Ohne Abgeltung Staatsgarantie und Steuern

Quelle: AKB